



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

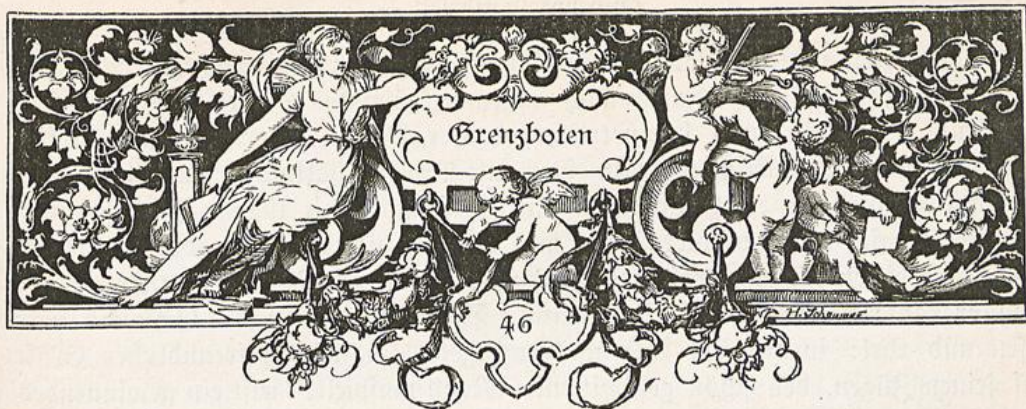
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Giuseppe Garibaldi.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Giuseppe Garibaldi.



Am 2. Juni 1882 starb in einem einsamen Häuschen auf dem kleinen Felseneilande Caprera bei Sardinien ein Mann, der sich in die Steuerliste seines Bezirks als „Giuseppe Garibaldi, Ackerbauer“ eingetragen hatte. Aber die Kunde von dem Tode dieses Bauern verbreitete sich blitzschnell über die Inseln und das ganze Festland von Italien, und wohin sie drang, da erscholl ein Klageruf aus Hütten und Palästen, vom Gebirge bis zum Meer, der Klageruf eines Volkes, das lange Jahre hindurch nicht nur mit Verehrung und Dankbarkeit zu diesem Manne aufblickt, sondern auch an ihm gehangen hatte mit schwärmerischer Liebe, weil es in ihm gewissermaßen den idealen Typus seiner eignen Wesenheit erblickte. Alle Fahnen hüllten sich in Trauerflor; alle Feste wurden unterbrochen und verschoben; die Werkstätte des Handwerkers und der Laden des Krämers schlossen sich wie die Sitzungssäle des Parlamentes. Nicht um Camillo Cavour, kaum um Viktor Emanuel, den König-Befreier, war die Volkstrauer eine so allgemeine, so tiefe, so spontane gewesen, waren so viele Thränen, selbst aus Männeraugen, geflossen. Das Volk hatte seinen Nationalheros verloren. Mit ihm wurde zugleich die letzte große Gestalt aus den Tagen der Unabhängigkeitskämpfe und der Gründung des Nationalstaates zu Grabe getragen.

Keine der hervorragenden Persönlichkeiten, die in den Ereignissen der letzten Jahrzehnte eine hervorragende Rolle gespielt, ist so oft verkannt, so vielfach schief beurteilt worden wie Garibaldi, trotz und vielleicht auch wegen der unendlichen Einfachheit seines Wesens. Wir wollen versuchen, auf den folgenden Seiten ein Bild des einzigen Mannes zu zeichnen, von dem wir wenigstens versichern dürfen, daß es ohne alle Voreingenommenheit — sine ira et studio — und nach gewissenhafter Prüfung des vorliegenden Materials entworfen ist.

Von kaum mittlerer Statur, starkknochig, untersezt, mit breiten, mächtigen Schultern, mit leicht von innen nach außen gekrümmten Beinen, war Giuseppe Garibaldi kein schön und symmetrisch gebauter Mann, aber ein Bild in sich gefesteter und ausdauernder Kraft. Der fast über Verhältnis große, aber wohlgeformte Kopf zeigte ein Gesicht von antikem Schnitt mit kleiner, gerade herabsteigender Nase, hochgewölbter Stirn und blauen, nicht großen, aber ausdrucksvollen, blinkenden Augen, kräftig gesunder Farbe, in der Jugend rötlichem, aber früh ergrautem Haupt- und Barthaare. Der Ausdruck dieses Gesichtes war offen und edel; in ruhigen Augenblicken lagerte ein milder, freundlicher Ernst auf seinen Zügen, den schön geschnittenen Mund umspielte meist ein gewinnendes Lächeln. Auf seinem Antlitz und in seinem Wesen ruhte ein Zauber, der die Herzen im Sturm eroberte. Im Getümmel der Schlacht, im Drange der Gefahr wurden die Augen nur feuriger, die Miene ernster, der Mund schloß sich fester; aber nicht einen Augenblick entstellte die Leidenschaft seine Züge, nicht ein einzigesmal flog ein krampfhaftes Zucken über sein Gesicht.

Seine Stimme war metallreich, kräftig und weittönend, sein Gang, solange nicht das überhandnehmende Gichtleiden seine Glieder gelähmt hatte, fest und elastisch. Mit ungewöhnlich großer Muskelkraft verband sein sehniger Körper außerordentliche Raschheit und Behendigkeit. In allen seinen Bewegungen lag eine natürliche Anmut; ein angeborener Takt, zu Kraft und Geschmeidigkeit sich gefellend, gab dem Seemane aus dem untern Mittelstande die Haltung und das Auftreten eines Gentleman. Im Reiten, Springen, Fechten, Schießen hatte er es ohne allen fremden Unterricht zu seltner Meisterschaft gebracht. Dem raschen und unermüdblichen Schwimmer that es keiner zuvor; sagte er doch selbst von sich: „Ich glaube, ich bin als Amphibie geboren.“

Im Unterschiede von vielen seiner Landsleute und frühern Standesgenossen befeiligte sich Garibaldi stets der skrupulösesten Reinlichkeit und pflegte Haare, Zähne und Nägel mit einer Aufmerksamkeit, wie sie zumal bei einem Seemann und einem Abenteurer in der Wildnis nicht häufig sein dürfte. Waren seine Kleider in bösen Zeiten oft abgetragen und vielfach mit bunten Flecken besetzt: sie zeigten keinen Flecken. Wir sind gewohnt, ihn uns in der malerischen Tracht mit der roten, grüngesäumten Tunica (später dem roten Hemde), über der der weiße Poncho flatterte, die grauen Beinkleider in den hohen Stiefeln, auf dem Kopfe den breitrandigen Calabrese mit wallender Straußfeder vorzustellen; aber in dieser Tracht finden wir ihn vor 1860 nur während er im Sommer 1848 in der Lombardei und wieder im Frühling des folgenden Jahres als General der römischen Republik im Felde stand. Beständig trug er sie erst, nachdem er die sardinische Generalsuniform aus Zorn über die Abtretung Nizzas an Frankreich abgelegt hatte, von seinem berühmten Zuge nach Sizilien im Mai 1860 an. In seiner Jugend trug er die Seemannsjacke, in Amerika oft die Tracht des argentinischen Landmannes, des Gaucho, oder die grün-weiß-rote

Uniform der italienischen Legion, nach der Rückkehr in die Heimat 1854 wieder die Schifferkleidung oder einen langen, grauen, bis ans Knie zugeknöpften Überrock.

In seiner Lebensweise bewahrte Garibaldi eine spartanische Einfachheit und Mäßigkeit, selbst als er, zu Rang und Ehren gekommen, mit den Großen dieser Welt auf gleichem Fuße verkehrte. Bis in sein Alter, wo ihm derselbe von den Ärzten vorgegeschrieben wurde, trank er fast nie Wein, noch weniger andre Spirituosen, und erklärte das Wasser, das er mit seiner Zunge auf seine Reinheit prüfte, für das köstlichste aller Getränke. Nicht eigentlich Vegetarianer von Prinzip, konnte er doch eine gewisse Abneigung gegen den Fleischgenuß, die wohl mit seiner philosophisch-religiösen Anschauung von der Wesensgleichheit der Tierseele mit der des Menschen zusammenhing, nie ganz überwinden. Gemüse und Früchte bildeten seine Hauptnahrung; er zog die Feige der Feigenschnecke, junge grüne Bohnen einer Rebhuhnpastete vor. Dagegen aß er Fische, die er selbst bei Mondlicht an der Küste von Caprera mit Netz und Angel in Gesellschaft seiner Söhne oder besuchender Freunde zu fangen liebte, vorzugsweise gern. Wie seine Wohnung auf der einsamen Insel, die er zu seinem Sitze erkoren, die denkbar einfachste war, mehr eine roh aus Balken zusammengezimmerte Hütte als ein Haus, so wählte er, selbst da er als Diktator des Südens die Paläste des Königs von Neapel bewohnte, nie die Prunkgemächer derselben zum Aufenthalte und schlief in einfach möblirter Kammer auf dem harten eisernen Feldbette.

Mit Leidenschaft lag Garibaldi zumal in der spätern Zeit seines Lebens auf Caprera seinem „Berufe,“ dem Land- und Gartenbau ob. Mit unendlicher Mühe und Arbeit entrang er dem spröden, undankbaren Felsboden das notwendigste Getreide und die Früchte des Südens: die Traube, die Feige, den Pfirsich, die Mandel und die auf der windgepeitschten Insel schlecht gedeihende Orange. Dabei trieb er Viehzucht in bedeutendem Umfange, schon um den für den unfruchtbaren Boden unentbehrlichen Dünger zu beschaffen, und legte Taubenschläge und Bienenhäuser an. Von England ließ er sich Ackerbaumaschinen kommen, zog Abzugsgräben und Kanäle und führte eine rationellere Bodenkultur ein, als sie in jenem Teile Italiens gebräuchlich ist. Freilich gelang es ihm nicht, wie er sich vorgesetzt, sein Patmos in ein kleines Paradies umzuschaffen. Die Ungunst der Umstände war zu groß; statt zum wohlhabenden Landwirte zu werden, setzte er allmählich seine kleine Habe zu und kam endlich so weit, daß, hätte nicht das dankbare Vaterland seinem Helden kräftig unter die Arme gegriffen und ihm eine freilich erst nach langem Widerstreben angenommene Dotation von 100 000 Lire jährlich ausgesetzt (1875), sein Bankrott unvermeidlich gewesen sein würde.

Wenn schlechtes Wetter ihn an der Arbeit im Freien verhinderte, oder wenn die Winterstürme um seine einsame Wohnung heulten, liebte er lange,

trauliche Gespräche mit den Seinen, besuchenden Freunden oder auch wohl den zahlreich zuströmenden, neugierigen Fremden. Seine Rede, gewöhnlich schlicht und einfach, in treffend gewählten Worten, erhob sich in der Begeisterung zu hohem Schwunge und gewaltigem Pathos. Dann geschah es ihm freilich wohl, daß er, ganz von einem Gefühle beherrscht und hingerissen, die Grenzen der Klugheit und Mäßigung übersprang und Worte sprach oder schrieb, die von den Häuptern des Radikalismus, die sich seine Freunde nannten, wie von seinen Gegnern ausgebeutet, seine wahren Freunde und Verehrer bekümmerten und der Sache, der er dienen wollte, bitteren Schaden zufügten.

In seinen einsamen Stunden beschäftigte er sich eifrig mit dem Studium agronomischer Schriften oder mit Werken aus dem Gebiete der Physik und Mathematik, seinen Lieblingswissenschaften, auf denen er sich, mehr noch durch Erfahrung und Beobachtung als durch geregelte Studien, nicht unbedeutende Kenntnisse erworben und über manche Fragen selbständige Ansichten gebildet hatte, wie verschiedene von ihm hinterlassene Arbeiten bezeugen. Freilich empfand er dabei schmerzlich die Lücken, welche eine mangelhafte intellektuelle Erziehung in seinem Geiste gelassen hatte. Sein Wissen war nicht unbedeutend, aber sporadisch, zusammenhangslos; es fehlte ihm vor allem an der festen elementaren Basis. Allerdings hatten die Eltern, welche den Sohn zu einem höhern Berufe als dem Stande des Vaters, eines einfachen Küstenschiffers, heranzubilden wünschten, ihm außerhalb der gewöhnlichen Volksschule mannichfachen Privatunterricht erteilen lassen; aber dem lebhaften, thatenbegierigen und phantasiereichen Knaben fehlte es an jeder Neigung zu gelehrten Studien und sitzender Beschäftigung überhaupt. Entschlossen, Seemann zu werden, „der Schule und vorgeschriebenen Lebensweise überdrüssig,“*) nötigte er die widerwilligen Eltern endlich, seinem Wunsche nachzugeben. Sein späteres Leben gewährte ihm nur selten Muße zur Erweiterung seiner Kenntnisse, obwohl er zweimal, in Konstantinopel und Montevideo, sogar in der Lage war, seinen Lebensunterhalt durch Unterricht in Mathematik, Französisch, Geschichte u. s. w. zu erwerben. Außer den mathematisch-physikalischen Studien, deren der Seemann nicht entraten konnte, war es besonders die Geschichte der Alten, die ihn immer aufs neue anzog und beschäftigte. Durch ein vortreffliches Gedächtnis unterstützt, vermochte er aus seinem Lieblingsbuche, Atto Vannuccis „Geschichte des alten Italiens,“ ganze Seiten wörtlich zu zitieren. Die Poesie liebte er schwärmerisch: Ugo Foscolo, dessen Sepolcri man noch geöffnet neben seinem Sterbebette fand, unter den Italienern, Voltaire und André Chénier unter den Franzosen waren seine Lieblingsdichter; später gesellten sich zu ihnen — charakteristisch für die immer einseitiger exaltirte und phantastische Richtung des alternden Mannes — Guerrazzi

*) Eigne Worte Garibaldis. S. Garibaldis Denkwürdigkeiten, herausgegeben von Elpis Melena. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1861. Bd. I, S. 8.

und Victor Hugo. Die glühende Lebhaftigkeit seiner Empfindungen, die schwärmerische Begeisterung für seine Ideale ließen ihn auch selbst zum Dichter werden. Die meisten seiner poetischen Produkte sind Manuskript geblieben; die wenigen, welche uns gedruckt vorliegen, politische Reflexionen, patriotische Hymnen und Kriegslieder, zum Teil schwungvoll und nicht ohne Formgewandtheit, zum Teil allerdings auch nur gereimte Prosa, meist allzubombastisch im Ausdrucke, können auf höhern poetischen Wert so wenig Anspruch erheben wie die drei Romane,*) die er verfaßte, als ihm die Welt der Thaten verschlossen war, nicht nur, um einem seelischen Bedürfnisse zu genügen, sondern auch, um mit dem Erlöse derselben die materiellen Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen. Von künstlerischer Komposition, von organischem Aufbau ist darin keine Rede. Er feiert seine Ideale in schwungvollen Dithyramben und malt die Verhältnisse der wirklichen Welt in den düstersten Farben. Die Schicksale unglücklicher Idealisten beider Geschlechter, die im Kampfe mit dem eisernen Zeitalter ein tragisches Ende finden, bilden das stets wiederkehrende Grundthema. Dieselbe glühende Vaterlandsliebe, dieselbe Freiheits- und Gleichheitsschwärmerie, dieselbe vollständige Verkennung oder doch durchaus einseitige Auffassung nicht nur der thatsächlichen Verhältnisse, sondern der Grundbedingungen des gesellschaftlichen und Staatslebens überhaupt tritt uns hier ebenso entgegen wie in dem ganzen Leben des Mannes. Selbsterlebtes und Erfahrenes, wie die Freischaarenkämpfe, die er mitgemacht und geleitet, schildert er in frischen, lebenswahren Zügen, nicht minder die Natur, deren Schönheit und Gabenfülle er mit leuchtenden Farben malt. Der Ausdruck ist ungleich; wie in seinen Gedichten entartet die schwungvolle Diktion nicht selten zu bombastischem Schwulst, während sie an andern Stellen zu platter Prosa herabsinkt. Die Literaturgeschichte wird ihn nicht zu ihren Klassikern zählen, aber für die Charakteristik des Verfassers, der in ihnen die Aspirationen, die Anschauungen und Ideale seines Innern niederlegte, sind sie von hoher Bedeutung.

Ein italienischer Phrenologe hat, wie uns Francesco Crispi erzählt,**) Garibaldi 1861 auf Caprera „physisch studirt“ und gefunden, daß seine Schädelbildung eine höchst seltne, ja einzige Erscheinung darbiete: die vollkommene Harmonie aller Organe, die mathematische Resultante des ganzen, welche vor allem Selbstverleugnung anzeige, daneben überall Klugheit, Kaltblütigkeit, natürliche Sittenstrenge, fast beständige Meditation, ernste und klare Beredsamkeit, dominirende Loyalität. Wir wissen nicht, mit welchem Rechte der italienische Gelehrte die seelischen Eigenschaften, die er an Garibaldi kannte oder zu kennen glaubte, aus seinen Messungen herauskonstruirt hat. Jedenfalls war Garibaldi

*) *Clelia*, ovvero il governo del monaco; *Cantoni*, il volontario (beide 1870 erschienen); *I Mille* (die Tausend von Marsala, 1874).

**) Crispi, Giuseppe Garibaldi. In Nr. 171 seines Organs, der *Riforma*, von 1882; ursprünglich veröffentlicht in der *Nuova Antologia*.

1861 bekannt, und sein Wesen einfach genug, um dasselbe auch ohne phrenologische Studien oder Phantasien beurteilen zu können. Daß die Urteile über ihn dennoch so verschiedenartig lauten, erklärt sich teils aus der Leidenschaft und Voreingenommenheit des Parteistandpunktes, teils aus der bereits angedeuteten außerordentlichen Einfachheit seines von der großen Menge der Menschen so ganz verschiedenen Wesens selbst. Sene Harmonie aller Organe, die Dr. Ribotti in ihm gefunden haben will, tritt uns allerdings auch in seinem Thun und Leben insoweit entgegen, als er ein Mann aus einem Gusse war, der sich selbst stets treu blieb, dessen Reden und Handeln, dessen Tugenden und Fehler alle derselben einheitlichen Quelle entsprangen, keineswegs aber, wie sie jener verstanden haben will, in einer gleichmäßigen Entwicklung aller intellektuellen und moralischen Eigenschaften. Gefühl und Phantasie waren die herrschenden Faktoren seines Wesens, denen gegenüber der denkende, die realen Verhältnisse berücksichtigende und berechnende Verstand weit zurücktrat. Es war nicht ohne Grund, wenn ihn Massimo d'Azeglio als den Mann mit dem Herzen von Gold und dem Kopf eines Büffels bezeichnete. In der idealen Welt seines Phantasie- und Gemütslebens befangen, existirte er gleichsam in einem eignen Dunstkreise, durch den ihm Personen und Dinge in wunderbar veränderter Beleuchtung erschienen. Durch und durch Idealist, naiv bis zur Kindlichkeit, die Welt durchschreitend, ohne sie zu kennen, hielt er die Verwirklichung aller seiner Menschheitsideale für möglich und war zugleich durch seine selbstlose, von keinem Bedenken, Zweifel und Zagen berührte Begeisterung imstande, die Jugend seines Volkes zu entflammen und zu kühnen Thaten mit sich fortzureißen wie kein anderer. Wie hätte sie nicht mit ihm schwärmen sollen für die hohen Ideale, denen er sein Leben geweiht hatte: für die allgemeine Freiheit und Gleichheit aller Erdenbürger, für die große Menschheitsrepublik, für eine Religion ohne Priester, einen Staat ohne besoldete Beamten, ein freiwilliges Volksheer ohne Berufssoldaten? Die Bevölkerungen der Mitte und des Südens der Halbinsel bedurften, um sich für die Nationalsache nicht nur zu begeistern, sondern auch thatkräftig dafür einzutreten, vor allem eines Vorbildes uneigennütziger Vaterlandsliebe und unerschütterlichen Mutes, Eigenschaften, die das Volk fast nur noch vom Hörensagen kannte. Ein Mann, der im dichtesten Kugelregen, im blutigsten Handgemenge kaltblütig mit ruhiger, weittönender Stimme seine Befehle erteilte, der trotz der weithin sichtbaren auffallenden Gewänder hieb-, stich- und kugelfest schien, dessen hellblitzendem Auge keine tapfere That wie kein feiges Zurückweichen entging, schuf selbst Memmen zu Helden um und vermochte unbärtige Knaben, Stand zu halten und dem Tode Trotz zu bieten gleich alten erprobten Veteranen. Und wenn nun dieser Mann immer von neuem sein Leben für einen idealen Zweck aufs Spiel setzte, weder nach Reichtum noch nach Ehrenstellen, auch nicht auf erlaubtem Wege, strebend; wenn er im schreiendsten Kontraste zu den Regierenden und Befehlenden, welche das Volk des Südens bisher gekannt, auch

der stärksten Versuchung gegenüber absolut unbestechlich blieb, wenn er endlich als unbefchränkter Diktator einfach und schlicht verharrte in Wesen und Lebensweise, mußte er da nicht alles Volk mit stammender Bewunderung erfüllen? Und wenn er diesem Volke zugleich als ein „Retter der Menschheit“ erschien, wenn er bei jeder Gelegenheit die aufrichtigste, thatkräftigste Teilnahme für die Armen, Schwachen und Unglücklichen, „die Enterbten des Volkes“ zeigte, wenn er, sich als ihren natürlichen Vertreter betrachtend, ihre Sache energisch den „oberen Zehntausend“ gegenüber vertrat, mußte er da nicht diesen an Härte, Hochmut und Unterdrückung gewöhnten, unwissenden und abergläubischen Menschen gleichsam ein neuer vom Himmel herabgekommener Heiland dünken? Und wenn er blutbespritzt mitten in der Hitze und Aufregung des Kampfes auch dem erbittertesten Feinde gegenüber nie hart und grausam erschien, wenn er nie seine edle Menschlichkeit verleugnete, wie er einst in Amerika den Mann, der ihn kurze Zeit vorher hatte grausam foltern lassen, als er in seine Hände fiel, sofort ohne Lösegeld in Freiheit setzte, wenn er zugleich, wunderbar vom Glücke begünstigt, mit den unscheinbarsten Mitteln fabelhafte Erfolge erzielte, war es da zu verwundern, daß er nicht bloß der blinden Menge, sondern auch denkenden und verständigen Männern als ein gottbegnadeter Heroß erschien, daß seine Thaten in Flugblättern beschrieben, in Volksbildern illustriert, in Liedern besungen wurden, daß sein Bild in allen Hütten und Palästen zu finden war, daß der Hirt der Abruzzen und calabrischen Wälder vor demselben wie vor einem Heiligenbilde kniete, daß die Sizilianer ihn zu einem Nachkommen der heiligen Rosalie, der Schutzpatronin ihrer Hauptstadt, machten und ihm den Erzengel Michael mit dem feurigen Schwerte zum Begleiter im Kampfgetümmel gaben?

Der Zug seines Wesens, durch den Garibaldi zunächst den Zeitgenossen und zumal dem eignen Volke imponirte, und der auch in den Geschichtsbüchern der Zukunft in erster Linie bei ihm hervortreten wird, ist sein Heldentum. Unerschütterlicher Mut, todverachtende Kühnheit, feste Standhaftigkeit, zähe, ausdauernde Kraft, rasche Behendigkeit des Körpers und des Geistes, Lust an kühnen, schwierigen und gefahrvollen Unternehmungen, fester Glaube an den Erfolg, ja eine merkwürdige Zuversicht auf seine eigne Unverwundbarkeit verbanden sich mit wunderbarem Glücke, um den wahren Typus des Helden der Geschichte wie der Sage in seiner Person zur Erscheinung zu bringen. Mitten im Getümmel der Schlacht, wo die große Mehrzahl der Menschen, von kämpfenden Leidenschaften ergriffen, den klaren und sichern Blick verliert, zeigte er nicht nur eine unzerstörbare Kaltblütigkeit, sondern eine „olympische Heiterkeit,“ beherrschte mit dem ruhigen, scharfen Auge das Schlachtfeld und überschaute die wechselnden Phasen des Kampfes. Stets bereit, die eigne Person einzusetzen, wo es darauf ankam, die Seinen durch sein Beispiel zu rücksichtsloser Kühnheit anzuspornen, ließ er sich doch nie von bloßer Kampflust fortreißen, wo dem obersten Führer andre Pflichten oblagen.

Daß Garibaldi nicht nur ein Held, sondern auch ein Guerillasführer gewesen ist, dem nur wenige an die Seite gestellt werden können und vielleicht keiner ganz ebenbürtig war, darüber sind Freund und Feind einig. Reichtum an Ausfunftsmitteln, unerschöpfliche Jägerlist, blitzartige Raschheit des Entschlusses und der Ausführung, mit der er den Feind, der ihn fern geglaubt, plötzlich überfiel und mit ungestümem Anprall über den Haufen warf, noch ehe er recht zur Besinnung gekommen war, und, wenn eine allzu große Übermacht gegen ihn herandrückte, ebenso plötzlich wieder verschwand, als ob ihn die Erde eingeschluckt habe, Benutzung jeder kleinsten Gunst der Umstände, jedes geringsten Terrainvorteils, die Kunst, stärker zu erscheinen als er war, scharfer Ortsinn und wunderbare Gabe der Orientirung auch auf unbekanntem Gebiet, alle diese Eigenschaften eines Führers im kleinen, im Gebirgs- und Steppenriege, wozu er in Südamerika treffliche Vorstudien gemacht hatte, hat ihm nie jemand zu bestreiten versucht. Aber damit ist die vielumstrittene Frage nicht entschieden: War er auch ein hervorragender Stratege, ein großer Feldherr? Wenn sie vielmehr lautete: Besaß Garibaldi nicht große natürliche Feldherrngaben? so dürfte es wohl nicht viele geben, die sie verneinen möchten. Denn, was die Gegner seiner Feldherrngröße vor allem betonen, der Mangel aller militärwissenschaftlichen Bildung, aller technischen Schulung auf dem Exerzierplatze und dem Manöverfelde, endlich, daß er nie größere Truppenmassen kommandirt, nie umfassende Feldzugs- und Schlachtpläne entworfen habe, fällt dann nicht länger ins Gewicht.

Der Krieg ist eine Kunst, nicht eine Wissenschaft. Daß eine theoretische, wissenschaftlich-technische Vorbildung unter allen Umständen höchst wünschenswert, ja daß sie unter gewöhnlichen Verhältnissen die natürliche Vorbedingung für bedeutende und fehlerfreie Leistungen auf diesem Gebiete ist, wird kein Verständiger leugnen. Daß sie unter allen Umständen unbedingt notwendig sei, darf man billig bezweifeln; dürfte sie doch auch für manchen berühmten Strategen des klassischen Altertums schwer nachzuweisen sein. Sollte nicht eine praktische Schule, wie sie Garibaldi in den elf Jahren seines Nomadenlebens in Amerika zu Lande und zu Wasser durchgemacht hatte, von den kleinsten Anfängen ausgehend, allmählich größere Abteilungen befehlend, weiter reichende Ziele erstrebend, die theoretische Vorbildung zum größten Teile ersetzen können? Im Jahre 1848 in den lombardischen Bergen, 1849 in Rom, 1859 abermals in der Lombardei, 1860 in Sizilien und Neapel, 1866 in Südtirol kommandirte Garibaldi als ganz oder fast ganz unabhängiger Führer stets an Zahl wie an Mannichfaltigkeit der Waffen wachsende Heerhaufen, bis er sich in dem letztgenannten Jahre an der Spitze eines Armeekorps von 35 000 Mann befand. Vermochte er weder in diesem noch in einem der andern großen Kriege, an denen er teilgenommen, ein entscheidendes Gewicht in die Waagschale zu werfen, hat man auch seinem merkwürdigen Siegeszuge durch Sizilien und Neapel 1860

die beweisende Kraft für seine Feldherrngröße abgesprochen, weil ihm kein ebenbürtiger Feind gegenübergestanden habe, so hat es ihm doch dabei nicht an Gelegenheit gefehlt, ein strategisches wie taktisches Führertalent zu bewähren, um das ihn mancher wohlgeschulte General beneiden dürfte. Unter seinen vierzig bedeutenderen Zusammenstößen mit dem Feinde, von denen mehr als drei Viertel siegreich für ihn endeten, ist freilich nur eine wirkliche Feldschlacht zu verzeichnen,*) der Kampf gegen das königlich neapolitanische Heer bei Capua am 1. Oktober 1860. Aber gerade hier bewies er einer numerisch bedeutend überlegenen regulären Armee gegenüber, ebenso wie durch die von ihm ausgewählte Defensivstellung am linken Volturnoufer, daß er auch größeren Aufgaben gewachsen sei. Nicht minder tritt uns sein strategisches Talent aus dem trefflich angelegten und ausgeführten Manöver entgegen, durch welches es ihm möglich wurde, sich im Juni desselben Jahres mit verhältnismäßig unbedeutenden Streitkräften der Hauptstadt Siziliens zu bemächtigen. Wäre sein im wesentlichen mit dem in der bekannten Ugedomschen Note vom 17. Juni 1866 enthaltenen Kriegsplane der preussischen Militärleitung übereinstimmendes Projekt zur Ausführung gekommen, wonach der Hauptangriff gegen Osterreich vom Po und nicht vom Mincio aus erfolgen sollte, während er selbst (freilich in irrigem Vertrauen auf einen Sieg der italienischen Flotte) eine Landung bei Triest beabsichtigte, so wäre den Italienern die Niederlage von Custoza vielleicht erspart geblieben. Ebenso erkannte er 1870 mit klarem Blicke das gefahrvolle und verkehrte des ihm zu spät bekannt gewordenen Gambettaschen Planes, durch den Vorstoß Bourbakis gegen Osten Paris entsetzen und Frankreich befreien zu wollen, und mißbilligte denselben aufs entschiedenste. Und wie schon im Jahre 1848 Feldmarschall d'Aspre mit Beziehung auf Garibaldi ausgerufen haben soll: **) „Ein einziger Mann hätte Italien retten können, aber er wurde nicht verstanden!“ so sagt General Mantouffel in der Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—1871 (Heft 20): „Allerdings waren die Erfolge des Generals nur partiell und hatten keine Resultate; aber hätte General Bourbaki seinem Räte gemäß operirt, so würde der Vogesenfeldzug der glücklichste für die französischen Waffen in dem ganzen Kriege von 1870—1871 geworden sein.“

So dürfen wir also schließlich wohl behaupten: Es hat Garibaldi nicht an den Eigenschaften gefehlt, die den großen Feldherrn machen, wenn auch die Ungunst der Umstände es ihm versagt hat, sich als solcher durch epochemachende Thaten zu bewähren.

Von dem Helden unzertrennlich erscheint in Garibaldi der Patriot. Er hat dem Vaterlande alles geopfert: nicht nur Ruhe, Bequemlichkeit und An-

*) Guerzoni (Garibaldi, di Giuseppe Guerzoni. Firenze, Barbera, 1882. 2 Bände) zählt sieben Schlachten auf, darunter sogar die Kämpfe vor Dijon vom 21. bis 23. Dezember 1870; aber sein Maßstab ist viel zu klein.

**) Guerzoni a. a. O. II, S. 626.

Wrenzböten IV. 1882.

nehmlichkeit des Lebens, nicht nur das Glück des häuslichen Herdes, das er so hoch zu schätzen wußte, ja nicht nur Gut und Blut, nicht nur Ehrgeiz und Ruhm, sondern auch die teuersten Aspirationen seiner Seele. Sein politisches Ideal war von früher Jugend an die Republik, eine Republik mit einem auf Zeit gewählten Diktator, von einem Räte redlicher Männer umgeben. Er wäre selbst gern ein zweiter Washington geworden. Aber Italien war monarchisch und wollte es bleiben. Das erkannte Garibaldi schon 1848 und bot ohne Zögern sein Schwert dem Könige von Sardinien an, um Italien vom Joche der Fremden zu befreien. Und noch kurz vor seinem Tode schrieb er einem republikanischen Freunde nach allen den herben Enttäuschungen, die ihm das Leben gebracht: „Das Haus Savoyen hat die übergroße Mehrheit der Italiener für sich, und die Gesinnung der Mehrheit müssen wir respektiren. . . . Sie verkennen und bekämpfen, hieße den Bürgerkrieg entzünden, und dadurch unser Werk mit unsern eignen Händen zerstören.“ Deshalb war und blieb „Italien und Viktor Emanuel!“ sein stets wahr und ehrlich gemeintes Feldgeschrei, und wenn er infolge des Einflusses, den Mazzini und dessen Gesinnungsgenossen auf ihn ausübten, wie seines mangelhaften Verständnisses für die internationale politische Lage und die diplomatischen Verhältnisse 1860 in Neapel der Regierung in Turin wie seinem verehrten Könige selbst die größten Sorgen und Verlegenheiten bereitete, wenn er, nicht ohne schwere Mitschuld der damaligen Regierung und zumal ihres Präsidenten Ratazzi, 1862 bei Aspromonte und 1867 bei Mentana das Vaterland durch seine leidenschaftliche Ungeduld, es vollkommen zu befreien und zu einigen und durch seinen grimmigen Haß gegen das römische Priesterregiment in große Gefahr brachte, so waren doch nicht nur seine Zwecke und Ziele auch hier rein und edel, sondern er machte auch stets und unbedingt, oft gegen die stärkste Opposition zudringlicher radikaler Freunde, Halt, sobald der Bürgerkrieg drohte, legte Macht und Waffen aus den Händen und zog sich als armer Privatmann auf seine einsame Insel zurück.

Die Freiheit, Wohlfahrt und Unabhängigkeit, welche Garibaldi für sein Vaterland begehrte, ersuchte und erstrebte er für die ganze Welt. Es ist rührend, wenn sich vor uns aus seinen Manifesten, Reden, Briefen und Memoiren das politisch-soziale Idealbild entrollt, wie es sich in seinem Kopfe oder vielmehr in seinem Herzen gestaltet hatte — rührend sowohl, weil uns daraus seine warme Menschenliebe hell entgegenleuchtet, als wegen der kindlichen Naivetät, mit der er sich als möglich, ja in unferner Zukunft erreichbar vorstellt, was allen gegebenen Verhältnissen, was aller historischen Entwicklung, ja was leider der Menschennatur selbst widerspricht. Gott, so lautete seine Doktrin, hat alle Menschen gleich geschaffen, ihnen aber nach den Sprachen verschiedene Länder zum Wohnsitze angewiesen. Nur Fürsten und Priester, von Habgier und Herrschsucht getrieben, haben die natürlichen Grenzen verrückt, die Völker unterjocht und entzweit. Deshalb Krieg diesen beiden — Krieg, wie er auf dem Friedenskongreß zu Genf 1867 erklärte,

um zum ewigen Frieden zu gelangen. Sind diese Feinde der Menschheit hinweggeräumt, und die stehenden Heere, das größte Übel Europas, durch freiwillige Volkswehren ersetzt, so steht der Gründung der großen europäischen Union nichts mehr im Wege. Das Grundgesetz dieser Union wird sein: Der Krieg ist abgeschafft, jede Zwistigkeit zwischen den einzelnen Nationen entscheidet ein Kongreß von Repräsentanten der Union. Aus dieser Vereinigung soll dann allmählich die wirkliche Einheit entsproßen, die Mannigfaltigkeit der Sprachen zugleich in einer Weltsprache aufgehen.

Daß man von diesem letzten Ziele noch weit entfernt sei, konnte selbst ihm nicht zweifelhaft erscheinen. Inzwischen galt es, die nach Freiheit und Unabhängigkeit ringenden Völker in ihrem Streben zu unterstützen und zu fördern, für das natürliche Menschenrecht gegen Gewalt, Willkür und von geistlichen und weltlichen Machthabern zu eigenem Vorteil erfundene Satzungen einzutreten. Daß eine Bevölkerung, die sich gegen einheimische oder auswärtige „Tyrrannen“ erhob, eo ipso in ihrem Rechte sei, galt ihm als selbstverständlich. Nach diesem Grundsatz hat er für die aufständische Provinz Rio Grande do Sul gegen die brasilianische Regierung, für Montevideo gegen den Diktator Rosas, für die Unabhängigkeit Italiens gegen Oesterreicher und Franzosen, für seine Freiheit und Einheit als Jüngling 1833 gegen den eignen Landesherrn sich verschworen und 1860 den König von Neapel mit Krieg überzogen, hat Polen, Ungarn, Serben, Rumänen, Südslaven, Griechen angefeuert und mit Waffen, Geld, Ratschlägen, Aufmunterungen und Tröstungen nach Kräften und über seine Kräfte hinaus unterstützt. Und wenn auch seine sich nie, selbst wo er, wie 1849 und 1867, die Franzosen zu bekämpfen genötigt war, verleugnende Sympathie für die Stamm- und sprachverwandte Nachbarnation hinzukam, so war es doch in erster Linie dasselbe Motiv, daß ihn 1870 dazu trieb, dem gegen den übermächtigen Feind kämpfenden französischen Volke zu Hilfe zu eilen. Ist dieser Entschluß nicht nur im Auslande, zumal in Deutschland, sondern auch von der Mehrzahl seiner eignen Landsleute, zum Teil sogar seiner Gesinnungsgenossen, mit Recht als thöricht, ja als unpatriotisch, insofern er die Interessen Italiens gefährdete, und als eine Donquixoterie in den härtesten Ausdrücken verdammt worden, so war doch für alle, die den General kannten, wenigstens kein Grund zu Staunen und Verwunderung. Er hatte, so sehr sein Herz bei dem Leiden Frankreichs bluten mochte, die Siege der Deutschen bei Sedan mit Freude begrüßt; trafen sie doch zunächst den Mann, den er als Despoten, als Heuchler, als den Schirmherrn der römischen Kurie haßte und verabscheute. Als aber Napoleon gefallen und die Republik proklamirt war, da hätten nach seiner Auffassung die siegreichen Deutschen Frieden und Freundschaft mit den besiegten Franzosen schließen und höchstens den Ersatz der Kriegskosten verlangen dürfen. Die Forderung der Abtretung zweier Provinzen und die Fortsetzung des Krieges, um ihre Gewährung zu erzwingen, erschienen ihm als eine ungeheuerliche Zumutung und ein Mißbrauch

der Gewalt. Von nun an war ihm König Wilhelm der Despot, die deutschen Generale und Krieger seine Schergen.

Später ist auch er selbst zum Bewußtsein seines schweren Irrtums gekommen; das Verhalten Frankreichs zumal Italien gegenüber in der tunesischen Angelegenheit bewies ihm, daß französische Herrschsucht und Anmaßung, französischer Egoismus unter der neuen Staatsform die alten geblieben seien. „Es ist zu Ende,“ schrieb er an Leo Tagil in Paris. „Eure Republik mit der Priestermütze wird niemanden mehr täuschen. Die Liebe und Verehrung, die wir für sie hegten, haben sich in Haß und Verachtung verwandelt. Euer tunesischer Krieg ist schmachvoll.“ Und einem Deutschen,*) den er kurz vor seinem Tode bei der Jubelfeier des sechsten Centenariums der sizilianischen Vesper in Palermo sprach, sagte er: „Deutschland hat der Menschheit einen großen Dienst geleistet, indem es dies Volk demütigte; das ist heute meine Meinung.“

Man hat Garibaldi zum prinzipiellen Kommunisten und Sozialdemokraten stempeln wollen. Nichts kann falscher sein. Als sein Sohn Menotti 1871 große Lust zeigte, einer Einladung der bedrängten Pariser Kommune zu folgen, verbot er es ihm unter entschiedener Verdamnung jener Bewegung. Er hielt fest an dem Prinzip des persönlichen Eigentums, der Heiligkeit der Ehe, der Notwendigkeit eines geordneten Staatslebens. Er glaubte sein Ideal von der Gleichheit und Freiheit aller Menschen so wohl vereinbar mit diesen Grundlagen der modernen Gesellschaftsordnung, wie die faktische Republik mit dem Königtum Viktor Emanuels. Die Widersprüche überfah er; ein klar durchdachtes, logisch entwickeltes System darf man überhaupt bei ihm nicht suchen; seine sozialen wie seine politischen Theorien beruhten auf Gefühlseindrücken und Herzensbedürfnissen, sie quollen gleichsam instinktiv aus der ganzen Eigenart seines Wesens hervor. Seine Halbbildung, seine geringe Kenntnis von dem eigentlichen Wesen der Menschennatur, seine Unfähigkeit, Menschen und Zustände objektiv anzuschauen und zu beurteilen, trugen dazu bei, ihm die wirklichen Bedingungen und Verhältnisse der Gesellschaft in trügerischem Lichte erscheinen zu lassen. Die sozialen Ungleichheiten und Gegensätze waren ihm nicht die Wirkung einer historischen, auf unwiderruflichen Naturgesetzen beruhenden Entwicklung, sondern wie die politischen das Produkt der egoistischen Handlungsweise einzelner oder doch weniger bevorrechteter Kasten: der Priester, der Fürsten, der Mächtigen und Reichen. Wie er selbst ein Plebejer, ein Enterbter des Volkes war, wie er selbst unter den Verfolgungen der Machthaber hatte leiden, im Schweiße seines Angesichts sein Brot erwerben, die schwersten Entbehrungen erdulden müssen, so erschien ihm die gesellschaftliche Ordnung der Gegenwart der Masse des Volkes gegenüber wie eine böse Stiefmutter. Der Bauer und Tagelöhner seines Vaterlandes war ihm ein unschuldig gequältes Opfer des adlichen Grund-

*) Dem Reichstagsabgeordneten Lippe.

eigentümers, der arme Handwerker der ehrliche Mann, der von dem reichen Fabrikanten, dem habgierigen Großhändler mißbraucht und übervorteilt wurde; der Priester war ein Heuchler und Betrüger, der von der Leichtgläubigkeit und Unwissenheit des Volkes lebte, der Fürst und seine Höflinge schwelgten von dem Schweiß des Arbeiters, die Beamten waren die Blutsauger des Volkes. So bildete sich bei ihm mehr und mehr eine pessimistische Anschauung der bestehenden Welt in Rousseauscher Manier aus, und da er doch Verstand genug besaß, um einzusehen, daß eine Rückkehr zum Naturzustande, „wo Mensch dem Menschen gegenübersteht,“ sein Ideal auch nicht verwirklichen könne, so hatte er sich in den Glauben an die Möglichkeit einer Neuordnung der ganzen europäischen Gesellschaft auf der Grundlage der allgemeinen Brüderlichkeit hineingehängt, an deren Verwirklichung er alle Kraft seines Lebens zu setzen entschlossen war. Als dann mit dem wachsenden Alter die Enttäuschung kam, als er, ohne doch an seinem Idealbilde irre zu werden, dasselbe immer weiter vor sich zurückfliehen sah, wie der Wanderer in der Wüste die Trugerscheinung der spiegelnden Wasserflut, da ergriff ihn immer tieferer Trübsinn, seine Stimmung wurde bitterer und bitterer, aus dem warmen Menschenfreunde drohte ein Menschenfeind zu werden, und selbst die, welche er am meisten liebte, hatten in den letzten Jahren seines Lebens oft schwer unter der Laune des verdüsterten Greises zu leiden.

(Schluß folgt.)



Die Symbolik des Blutes.



er um den Beginn des zwölften Jahrhunderts lebende deutsche Dichter Hartmann, der sich nach dem Geschlecht von Aue nennt, berichtet in der lieblichen poetischen Erzählung „Der arme Heinrich“ von einer wunderbaren Heilung, die einem Ritter aus dem gleichen Geschlechte widerfahren sei. Herr Heinrich von Aue, erzählt er, lebte mit Gütern gesegnet, mit allen ritterlichen Tugenden geziert, in Glück und Glanz weltfreudig und Gottes uneingedenk dahin, als ihn plötzlich in diesem Übermut Gott mit einer schweren Krankheit, dem Aussatz, heimsuchte. Alles flieht ihn, und mit einem Schlage wird er von der Höhe seines Glückes in das tiefste Elend gestürzt. Vergebens sucht er Heilung bei den berühmtesten Ärzten. Nur ein Arzt in Salerno weiß ein Mittel: mit dem Herzblood einer reinen Jungfrau, die freiwillig ihr Leben für ihn hingeben würde, verspricht er ihn zu heilen. Der arme Heinrich, von der Unmöglichkeit überzeugt, ein solches Mittel zu beschaffen, verschenkt seine Güter bis auf einen einsamen Meierhof,